

Ingo Stütze

Der Gott der Waren

Die ökonomische Theorie und ihr Geld

Unbestritten spielt Geld eine zentrale und alltägliche Rolle, die kapitalistische Wirtschaft ist wesentlich Geldwirtschaft: Geld regiert die Welt. Aber hier beginnt bereits die Unübersichtlichkeit. Es herrschen sehr unterschiedliche Auffassungen davon, *in welchem Sinne* Geld relevant ist – eine Frage, die bis heute die Wirtschaftswissenschaften bewegt (vgl. Ingham 2004). Der folgende Beitrag soll im ersten Teil einen Überblick über die großen Paradigmen der politischen Ökonomie geben – (Neo-)Klassik, keynessche Theorie und Marx. Die Konfusion beim Thema Geld geht vor allem darauf zurück, dass das Verständnis von Geld zu einem guten Teil davon geprägt ist, was man unter „Kapitalismus“ versteht – egal ob eine entsprechende Position affirmativ oder kritisch ist. Das ist ein Grund, warum Marx' Ansatz am weitreichendsten ist. Allerdings ist er von unterschiedlichsten Seiten verkürzt rezipiert worden. In einem zweiten Teil werden drei relevante geldtheoretische Problemfelder diskutiert.

1. Geldtheoretische Paradigmen

1.1 Marx' Geldtheorie und -kritik

Marx' *Kritik der politischen Ökonomie*, so der Untertitel von *Das Kapital*, hat das wissenschaftliche Feld der politischen Ökonomie, ihre Kategorien und Prämissen selbst zum Gegenstand. Er will kritisch deren gesellschaftlichen Ursachen auf den Grund gehen. Der im „Mittelalter“ von Gott gegebenen, hierarchischen Ordnung setzt die „aufgeklärte“ Bourgeoisie eine „natürliche“ Ordnung entgegen. Diese kann mit quasi-naturwissenschaftlichen Methoden, ohne expliziten Gottesbezug erschlossen werden.¹ Menschen müssen jetzt nicht mehr die gottgegebene Ordnung und die distributive und kommutative Gerechtigkeit einhalten und etwa „gerechte Preise“ bestimmen, vielmehr stellen sich die „natürlichen Preise“

1 „[Ö]konomische Wahrheiten“, so 1926 Marshall, seien „so eindeutig wie die Geometrie“ (nach Dobb 1973: 13 Fn. 9).

auf dem Markt heraus. Marx zeigt, dass sich die „Naturgesetze der kapitalistischen Produktion“ (MEW 23: 12) dem Fetischismus verdanken, der jedoch kein falsches Bewusstsein ist, sondern eine materielle Gewalt. Gegenstand seiner Analyse und Kritik sind die der Kategorien der politischen Ökonomie, als nicht begriffene, versachlichte Verselbstständigungen gesellschaftlicher Verhältnisse. Der „Menschengeist“, so Marx, habe seit „mehr als 2000 Jahren vergeblich“ die Wertform „zu ergründen gesucht“ (MEW 23: 12). Deshalb besteht das Programm seiner sogenannten Wertformanalyse darin, das „Geldrätsel“ (MEW 23: 62) zu lösen, d.h. den Umstand, dass das Geld die wunderliche und zugleich scheinbar selbstverständliche Eigenschaft besitzt, dass man mit ihm alles kaufen kann. Hierfür, so Marx, müsse man eine Analyse vornehmen, deren Notwendigkeit die bürgerliche Ökonomie nicht einmal sah. Was nahm sich Marx also vor?

Produktion, so Marx, ist immer gesellschaftliche Produktion, Produktion für andere. Das ist nichts, was die kapitalistische Produktionsweise auszeichnet. Was sie hingegen von anderen Produktionsweisen auszeichnet, ist, wie die spezifische gesellschaftliche Form, wie sich Produktion für andere gestaltet (vgl. MEW 32: 552f.). Als Frage formuliert: Wie stellt sich bei kapitalistischer Warenproduktion der gesellschaftliche Charakter der individuell verausgabten Arbeit her? Die politische Ökonomie habe, so Marx, zwar den „Inhalt der Wertbestimmung“, also den Zusammenhang von Arbeit und Wertgröße, erfasst, aber „niemals auch nur die Frage gestellt, warum dieser Inhalt jene Form annimmt“ (MEW 23: 95) Wie also hängen die Waren produzierende Arbeit, die Wertgegenständlichkeit der Produkte (Waren) und das Geld zusammen?

Wert ist an einer einzelnen Ware nicht fassbar, der Gebrauchswert hingegen schon. In Beziehung zu einer anderen Ware findet der Wert immer nur einen beschränkten, zufälligen Ausdruck. Einen allgemeingültigen gesellschaftlichen Ausdruck erhält der Wert erst mit dem Geld. Mit dem Geld bekommt die abstrakte Arbeit und damit der Wert eine „unmittelbare Existenzform“ (MEW 13: 42). In der Erstauflage des *Kapital* hat Marx hierfür ein instruktives Beispiel angeführt: „Es ist als ob neben und außer Löwen, Tigern, Hasen und allen andern wirklichen Thieren, die gruppirt die verschiedenen Geschlechter, Arten, Unterarten, Familien u.s.w. des Thierreichs bilden, auch noch das Thier existirte, die individuelle Incarnation des ganzen Thierreichs.“ (MEGA² II.5: 37)

Erst wenn sich die Warenwelt auf Geld beziehen kann, auf den „Gott der Waren“ (MEW 13: 103) können sich die Waren aufeinander als Werte beziehen. Erst mit Geld können die Waren unabhängig von ihrem Gebrauchswert ihren Wertcharakter geltend machen und vor sich hertragen. Damit ergibt sich ein gesellschaftlicher Zusammenhang zwischen abstrakter Arbeit und Geld. Vor diesem Hintergrund ist Marx' Vorwurf gegenüber Ricardo zu verstehen, dass dieser den Zusammenhang von Arbeit und Geld nicht begriffen habe (MEW 26.2: 161).

Produkte, die als Waren produziert werden, haben „von Haus aus“ noch keinen gesellschaftlichen Charakter, keinen Gebrauchswert für andere und: keinen Wert. Der Wert kommt zwar bereits bei der Produktion „in Betracht“ wie Marx schreibt (MEW 23: 87), aber er kann sich erst im Tausch als solcher beweisen, in Bezug auf Geld. Erst *ex post* stellt sich heraus, ob die produzierten Waren ein Bedürfnis befriedigen, einen gesellschaftlichen Gebrauchswert für andere darstellen. Erst *ex post* werden die Bedingungen sanktioniert, unter denen die Waren hergestellt wurden (Produktivität, Kosten, Umschlag etc.). Das ist auch der Grund, warum die wertbildende Arbeitszeit nicht unmittelbar dargestellt werden kann (und warum Marx die Vorstellung kritisiert, man könne das Geld abschaffen und die Warenproduktion beibehalten; vgl. MEW 23: 109, Fn. 50; MEW 13: 68f.; MEW 42: 49ff.). Geld ist demnach die gesellschaftliche Instanz, die die Waren produzierende Arbeit vergesellschaftet, und auf die bezogen sich die spezifische Form der Produktion bewegen muss – nicht nur als geldvermittelter Warentausch (W-G-W), sondern wesentlich als Verwertungsprozess des Kapitals (G-W ... P ... W'-G') und schließlich G-G' (zinstragendes Kapital). Eine (ver-)gegenständlichte Vermittlung, die als unmittelbar erscheint, als naturgegeben, überhistorisch.²

Marx' Analyse des Geldes umfasst auch die Funktionen des Geldes, die Marx nicht einfach nur voraussetzt oder aufzählt, sondern erklären, begründen will. Geld ist nicht einfach die Summe der Funktionen. Marx und die neoklassischen oder auch die an Keynes orientierten Ansätze unterscheiden sich deshalb auch kaum in der Aufzählung der Geldfunktionen, die Marx als „formelle Gebrauchswerte“ des Geldes bezeichnet, sondern, in der Art und Weise wie sie eingeführt werden.

Die erste Funktion, die die Bedingung dafür ist, dass die anderen Funktionen überhaupt übernommen werden können, ist in der Wirtschaftstheorie nie Thema: Geld als Maß der Werte (MEW 23: 109ff.). Geld liefert der Warenwelt das Material ihres Wertausdrucks (qualitativ und quantitativ). Diese Funktion wird einfach immer vorausgesetzt, als natürliche Gegebenheit des menschlichen Lebens hingenommen oder mit der Funktion des Geldes, Maßstab der Preise zu

2 Geld ist also nicht einfach ein gesellschaftliches Verhältnis, sondern wie Marx bereits gegenüber Ferdinando Galiani (1728-1787) festhält, ein „unter dinglicher Hülle verstecktes Verhältnis“ (MEW 23: 88, Fn. 27; vgl. Galiani 1751: 111) und wie es gegenüber Autoren wie Georg Simmel (1900) bis hin zu Marxisten wie Costas Lapavistas wiederholt werden müsste, die davon ausgehen, dass Wesentliches damit gesagt ist, dass Geld ein gesellschaftliches Verhältnis ist und somit über die Einsichten, die Marx in *Misère de la philosophie* von 1847 formulierte, nicht hinauskommen: „Das Geld ist nicht eine Sache, sondern ein gesellschaftliches Verhältnis.“ (MEW 4: 107)

sein, gleichgesetzt.³ Alle weiteren Geldfunktionen, als Bestimmungen des Geldes, sind Marx zufolge Kristallisation der „prozessierenden Beziehungen der Waren aufeinander“ (MEW 13: 37).⁴ Die weiteren Geldfunktionen Maß der Werte/ Maßstab der Preise und Zirkulationsmittel vorausgesetzt, kann Geld schließlich Geld sein, als wirklich selbstständige, der gesamten Warenwelt gegenüberstehenden Gestalt des Werts. Mit dieser Bestimmung kann es Schatz-, Zahlungsmittel- und Weltgeldfunktion übernehmen. Mit dem Geld als Zahlungsmittel realisiert eine Ware ihren Wert als *Zahlungsversprechen*. Dieses Zahlungsversprechen wiederum kann selbst die Funktion des Zirkulationsmittels ausüben – damit ist es aber kein Geld, sondern Geldsubstitut, ein Versprechen auf wirkliche Zahlung.⁵ Das zeigt auch: Kredit ist kein Geld. Mit dem ersten Band des *Kapital* ist das Geld jedoch noch nicht umfassend bestimmt, sondern nur soweit die Geldfunktionen aus den „prozessierenden Beziehungen der Waren aufeinander“ im Austausch der einfachen Warenzirkulation entspringen. Die Zirkulation von Ware und Geld als Kapital sind im dritten Kapitel des ersten Bandes des *Kapital* ebenso wenig behandelt wie die Beziehungen zwischen Geld und Zins, Geld und Wechselkurs.⁶

1.2 Die Klassik und ihr Geld

Die Physiokraten waren laut Marx die „ersten systematischen Dollmetscher des Capitals“ (MEGA² II.4.2: 725). Mit Adam Smith (1723-1790) habe sich die politische Ökonomie „zu einer gewissen Totalität entwickelt, gewissermaßen das Terrain, das sie umfasst, abgeschlossen“ (MEW 26.2: 162). In diesem Sinne war Marx durchaus bewusst, wovor auch Foucault (1966: 211) warnte, nämlich das relativ neue Wissensfeld politische Ökonomie als gegeben zu unterstellen und die von ihr systematisierten Weisheiten in die Vergangenheit zu projizieren. Adam Smith formulierte die Trennung von Gebrauchswert („value in use“) und Tauschwert („value in exchange“) systematisch aus (Smith 1776: 27). Hintergrund

3 Die Gleichsetzung kommt der nicht gestellten Frage gleich, warum es Geld geben muss. Ein Maßstab der Preise setzt voraus, dass es ein (qualitatives) Maß gibt, das seinerseits in (quantitative) Maßeinheiten unterteilt wird (vgl. MEW 23: 113). Der Geldmaßstab wird gesetzlich festgelegt und bekommt Namen wie Taler, Pfund oder Dollar. Zu Marx als Messtheoretiker vgl. Schlaudt 2011.

4 Ausführlichst und eng am Text kommentiert Heinrich (2013: 12-99) das dritte Kapitel des *Kapital* und die Geldfunktionen.

5 Was im heutigen Sprachgebrauch als Zahlungsmittel gilt, ist für Marx Zirkulationsmittel. Von Zahlungsmittel spricht Marx immer dann, wenn nachträglich gezahlt wird, bei Zahlungsversprechen.

6 Eine ausführliche Darstellung bedarf eines eigenständigen Beitrags zu Marx' Geldtheorie und -kritik.

ist das sogenannte Wertparadoxon, demnach etwas, was großen Nutzen besitzt (Wasser) kaum Wert habe und etwas, was kaum nützlich sei (Diamant) hingegen einen großen Wert (ebd.). Um letzteren zu verstehen, so Smith, müsse deshalb bei der Bestimmung des Werts der Nutzen konsequent ignoriert werden und vielmehr nach dem Grund der Tauschwertgröße gefragt werden. Das Maß für den Tauschwert sei die Arbeit, nicht die Nützlichkeit. Als Maßstab für den Wert sei Gold nicht tauglich, da dessen Wert selbst schwanke. Aber die Frage nach einem Maß der Werte ist für Smith weniger von Relevanz, denn „tauscht und vergleicht man somit Waren weit häufiger mit anderen als mit Arbeit. Es ist daher nur ganz natürlich, wenn man ihren Tauschwert nach der Menge einiger Waren schätzt und nicht nach der Arbeitsmenge, die man damit kaufen kann. Sobald nun der unmittelbare Tausch aufhört und das Geld das übliche Tauschmittel beim Handel geworden ist, wird jede Ware häufiger gegen Geld als gegen eine andere Ware getauscht. So kommt es, dass der Tauschwert jeder Ware häufiger nach der Menge Geld geschätzt wird als nach der Menge Arbeit oder einer beliebigen anderen Ware, die man dafür eintauschen kann.“ (Smith 1776: 29f)

Für Smith ist Tausch nichts, was den gesellschaftlichen Zusammenhang konstituiert. Er untersucht den Tausch als einen isolierten Akt zweier Akteure, wobei er eine anthropologisch verankerte „Neigung zum Tausch“ (Smith 1776: 17) unterstellt und eine Abhängigkeit der Menschen voneinander, ohne jedoch nach dem gesellschaftlichen Charakter dieser Abhängigkeit zu fragen. Er geht von Produktentausch, keinem geldvermittelten Warentausch aus. Für Smith ist die Arbeit das wirkliche Maß des Werts, der sich in einem wirklichen Preis ausdrückt – das Geld ist hierfür irrelevant. Geld ist nur für den sogenannten Nominalpreis von Bedeutung, nicht aber Bedingung von Wertausdruck und Tausch überhaupt.

Ähnlich argumentiert später David Ricardo (1772-1823), auch wenn Marx ihm zugesteht, er habe „die Bestimmungen des Tauschwerths durch die Arbeitszeit am reinsten formuliert und entwickelt“ (MEGA² II.2: 138). Ausgangspunkt bleibt bei Ricardo ein individueller, vereinzelter Tausch, anthropologische Grundannahmen und eine überhistorische Perspektive (Heinrich 1999: 82ff.). Geld bleibt dem Tausch äußerlich. Ricardo schreibt: „Produkte werden immer von Produkten gekauft. Geld ist lediglich der Vermittler, durch den der Tausch bewerkstelligt wird. Es kann zuviel von einer bestimmten Ware produziert werden, von der dann ein solches Überangebot auf dem Markt vorhanden sein mag, dass das aufgewendete Kapital nicht zurückerstattet wird. Das kann jedoch nicht in Bezug auf alle Waren der Fall sein.“ (Ricardo 1817: 247ff.)

Der Sache nach formuliert Ricardo hier das sogenannte saysche Theorem, benannt nach dem Ökonomen Jean-Baptiste Say (1767-1832): jedes Angebot schaffe eine gleich große Nachfrage. Ein allgemeines Ungleichgewicht kann es

nicht geben. Wird von einem geldlosen Produktentausch ausgegangen, bei der die Entäußerung einer Ware mit deren Konsumtion in eins fällt, tritt zwischen Verkauf und Kauf kein Geld, dann kann es kein „Überangebot“ (Ricardo) geben. Das Geld ist demnach für Auspreisung, den Kauf und Verkauf gar nicht notwendig. John Stuart Mill (1806-1873) bringt diese Vorstellung auf den Punkt:

Es ist nicht das Geld, womit Dinge in Wirklichkeit gekauft werden. [...] Die Thaler und Groschen ... sind eine Art Marken und Anweisungen, ... die ihn berechtigen, einen gewissen Werth von Waaren, welche er sich aussucht, zurückzuerhalten. [...] Es kann, um es kurz zu sagen, ... für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Gesellschaft nichts Unwesentlicheres geben als das Geld, außer in seinem Charakter als Einrichtung zur Ersparung von Zeit und Arbeit. Geld ist eine Maschine um schnell und bequem dasjenige auszurichten, was sonst doch geschehen wäre, nur weniger schnell und bequem, wie so viele andere Arten von Maschinen, äußert das Geldwesen einen besonderen und selbstständigen Einfluß nur dann, wenn es in Unordnung gerathen ist. (Mill 1848: 159)

Es liegt nahe, dass Marx unter anderem dieses Zitat vor Augen hatte, als er behauptete:

Die Ökonomen pflegen das Geld aus den äußern Schwierigkeiten abzuleiten, worauf der erweiterte Tauschhandel stößt. Andererseits halten sie dann konsequent am Tauschhandel als adäquater Form des Austauschprozesses der Waren fest, der nur mit gewissen technischen Unbequemlichkeiten verknüpft sei, wofür Geld ein pfiffig ausgedachtes Auskunftsmittel. Von diesem ganz flachen Standpunkt aus hat ein geistreicher englischer Ökonom daher richtig behauptet, Geld sei ein bloß materielles Instrument, wie ein Schiff oder eine Dampfmaschine, aber folglich keine ökonomische Kategorie. (MEW 13: 36f.)

1.3 Marginalistische Revolution: Kritik der Klassik

Neben Marx' Kritik der ökonomischen Klassik formierte sich bereits zu Marx' Zeiten eine bürgerliche Kritik, die den Finger in die Wunde legte und die Inkonsistenzen der ricardoschen Theorie deutlich machte. Bereits Marx führte aufgrund der Kritik von Samuel Bailey an Ricardo im *Kapital* die sogenannte Wertformanalyse deutlicher aus, nahm aber nicht wahr, dass sich in den folgenden Jahren eine grundlegende Verschiebung innerhalb der ökonomischen Theorie hin zur sogenannten Grenznutzentheorie vollzog (vgl. Heinrich 1999: 62ff.). Die wichtigsten Arbeiten, die diese „marginalistische Revolution“ markieren, erschienen fast zeitgleich. Carl Mengers *Grundzüge der Volkswirtschaftslehre* (1871), Léon Walras' *Éléments d'Economie politique pure* (1874) und William Stanley Jevons *Theory of Political Economy* (1871).⁷

7 Baileys Arbeiten erschienen in den 1820er Jahren. Die Arbeiten von einem bedeutenden Vorläufer der Grenznutzenschule, Hermann Heinrich Gossen, etwa 30 Jahre später. Carl Menger waren die Arbeiten von Gossen vor der Ausarbeitung seiner Theorie nicht

Marx zufolge erkennt Ricardo den Zusammenhang von warenproduzierender Arbeit und Geld nicht. Die Kritik an Ricardo im Anschluss an Bailey löst das Problem hingegen anders. Bailey kritisiert die „mangelhafte Unterscheidung der verschiedenen Bestimmungsmomente des Wertes nach relativem, komparativem und absolutem Wert“, zudem das „gänzliche Fehlen einer Theorie der Wertform bei Ricardo“ sowie die „Zirkularität in der Ricardoschen Bestimmung der ‘value of labour’“ (Brentel 1989: 107) – kurzum: Baileys zentraler Kritikpunkt betrifft den absoluten Wert bzw. dass der Wert gleichzeitig etwas Absolutes (Wert) wie Relatives (Tauschwert) sein könne.⁸ Während Marx diesen Widerspruch auflöst, indem er die Notwendigkeit des Geldes als selbstständige Existenzweise des Werts begründet, wenden sich Bailey und schließlich die sogenannte Grenznutzentheorie dem Tauschwert zu, rücken jedoch von Smiths Argument ab, dass der Nutzen für die Werttheorie ignoriert werden müsse. Vielmehr stellen sie den „Grenznutzen“ ins Zentrum der Analyse. Der unterschiedliche Wert der Produkte (etwa von Diamant und Wasser) wird aus dem Grenznutzen erklärt, also dem Nutzenzuwachs, den jede zusätzliche Einheit im Verhältnis zur vorherig konsumierten zeitigt. Damit hängt eine weitere Verschiebung statt: Der Wert wird radikal aus der individuellen Perspektive, aus dem bedürftigen Individuum bzw. der Beziehung eines Individuums auf einen Gegenstand „abgeleitet“. Nicht ohne Grund schreibt Menger (1871: 1) gleich zu Beginn seines Werkes: „Der Ausgangspunkt aller wirtschaftstheoretischen Untersuchungen ist die bedürftige Menschennatur. ... Die Bedürfnisse sind der letzte Grund, die Bedeutung, welche ihre Befriedigung für uns hat, das letzte Maß, die Sicherstellung ihrer Befriedigung das letzte Ziel aller menschlichen Wirtschaft.“

Carl Menger ist jedoch einer der wenigen neoklassischen Ökonomen, die sich die Mühe gemacht haben, Geld systematisch einzuführen. In einem Handwörterbuch-Beitrag (Menger 1909) argumentiert er konsequent im Rahmen des sogenannten methodologischen Individualismus, den Joseph A. Schumpeter in *Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie* ausdrücklich als heuristisches Programm ausgeführt hatte. Menger geht von einem tauschenden Wirtschaftssubjekt aus, das seinen „Nutzen maximieren“ will. Es gebe, so Menger, „kein besseres Mittel, jemanden über seine ökonomischen Interessen aufzuklären, als die Wahrnehmung der ökonomischen Erfolge derjenigen“, die die „richtigen Mittel zur Erreichung derselben gebrauchen.“ Menger weiter: „Das Interesse der einzelnen Wirtschaftssubjekte an ihrer Güterversorgung hat dazu geführt, ihre

bekannt. Marx nahm weder Gossen noch die anderen Arbeiten der anderen Begründer des Marginalismus zur Kenntnis.

8 Bei Marshall (1890:51) heißt es: „Thus the term value is relative, and expresses the relation between two things at a particular place and time.“

schwer abzusetzenden Güter zunächst gegen Marktgüter auszutauschen, deren Besitz ihnen aber wegen der großen Marktgängigkeit dieser Güter, die Aussicht bot, sich mittels derselben die unmittelbar begehrten Güter auf dem Markte leicht eintauschen zu können.“ Aber nur die Waren werden Geld, so Menger, „welche nicht nur von vielen, sondern schließlich von allen wirtschaftenden Individuen im Austausch gegen die zu Markte gebrachten (minder absatzfähigen!) Güter, und zwar von vornherein in der Absicht angenommen wurden, dieselben weiter zu vertauschen. Erst hiermit war die Erscheinung des Geldes (des Geldes im Sinne eines allgemein gebräuchlichen Tauschvermittlers), gegeben.“ (Menger 1909: 13) Mengers Ausführung zu Geld als Ware, als marktgängigste Ware, wird bis heute in der neoklassischen Ökonomie als adäquate Einführung des Geldes angesehen. Auch wenn weder klar wird, was der kategoriale Unterschied zwischen Geld und Ware ist und zudem die Fragen offen bleibt, wie diese Konzeption einer Geldware mit dem modernen Geldwesen vereinbar ist.

Auch aus neoklassischer Perspektive kam Kritik an Menger. Frank H. Hahn (1989) stellt selbstkritisch und grundsätzlich fest, dass es im neoklassischen Paradigma kein Platz für Geld gebe. Zudem weist er die Begründung Mengers zurück. Geld sei nur dann für den *Einzelnen* vorteilhaft, wenn es *alle* verwenden – ein typischer Zirkelschluss des methodologischen Individualismus (Hahn 1987: 26). Zudem stellt Hahn heraus, dass die Neoklassik nicht zwischen Ware und Geld unterscheiden könne und ebenso wenig zwischen Barter und geldvermittelten Warentausch. Legt man Mengers Ausführung und Hahns neoklassische „Selbstkritik“ neben Marx' Analyse im zweiten Kapitel des *Kapital*, so fällt durchaus die Ähnlichkeit auf, mit der argumentiert wird – nur dass Marx zuvor im ersten Kapitel, wo es nicht um Handlungen der Warenbesitzer, sondern um Formbestimmungen der Ware geht, gezeigt hat, bei der Analyse der Austauschverhältnisse der Waren, dass es ein allgemeines Äquivalent geben muss, damit sich die Waren aufeinander als Werte beziehen können und für die Lösung des Problems, dem die Warenbesitzer im Austausch gegenüberstehen, mit dem Warenfetisch bereits eine Lösung nahegelegt wird (vgl. Wolf 1985: 250ff.).⁹ Nur vor diesem Hintergrund kann Marx bei der Analyse des Austauschprozesses, der durch die Handlungen der Warenbesitzer vermittelt wird, argumentieren: die Lösung, das Geld, ist schon da (MEW 23: 101). Bei Marx ist Geld eben nicht einfach ein Mittel zur Vereinfachung des Tausches und kategorial etwas anderes als die Ware.

Die „Geldvergessenheit“ (Backhaus) der Klassik setzt sich demnach in der Neoklassik fort. In der Neoklassik wird das saysche Theorem im Rahmen der allgemeinen Gleichgewichtstheorie verallgemeinert, in mathematischen Model-

9 Die Ähnlichkeit der Argumentation hat schon so manchen Vergleich provoziert; vgl. Hong (2000).

len formalisiert. Politische Ökonomie sei „mechanics of utility and self-interest“ (Jevons) bzw. „mathematisch-physische Wissenschaft“ (Walras) – politische Ökonomie wird zu Economics (vgl. Fine/Milonakis 2008).

Kennzeichnend ist, dass die Neoklassik in Form der allgemeinen Gleichgewichtstheorie eine Zwei-Welten-Lehre predigt. Joseph Alois Schumpeter (1954: 354) spricht vor diesem Hintergrund von der Trennung einer realen von der monetären Analyse. Auf der einen Seite gibt es physische Produktionsfaktoren und deren Verteilung. Hier kann alles Wesentliche ohne Rückgriff auf die monetäre Sphäre analysiert werden. Auf der anderen Seite sind Geldmenge und Preise relevant, hier findet Austausch ohne Produktion statt – Geld ist langfristig neutral, ein *numéraire*, eine Recheneinheit. Der „Ehrenvorsitzende“ des Monetarismus, Milton Friedman (1962: 35), behauptet gar: „ungeachtet der wichtigen Rolle der Unternehmungen und des Geldes in unserer heutigen Wirtschaft ist der charakteristische Zug der Markttechnik, nämlich das Erreichen der Koordination, bereits in dem einfachen Modell der Tauschwirtschaft, die weder Unternehmen noch Geld kennt, vollständig enthalten.“ Und Paul Samuelson (1948: 49) ergänzt: „[E]ven in the most advanced industrial economies, if we strip exchange down to its barest essentials and peel off the obscuring layer of money, we find that trade between individuals or nations largely boils down to barter.“ Selbst scheinbar an Keynes orientierte Wissenschaftler kommen nicht darüber hinaus: „The reason for the universality of money as a social institution is that it facilitates trade.“ (Tobin 1992: 770)¹⁰ Konsequenterweise spricht auch Schumpeter (1970: 220f.) in seinem unvollendeten Buch über das Wesen des Geldes davon, dass Geld eine „kritische Ziffer“ sei, ein „soziales Institut“ und ein „Abrechnungssystem“, das durch eine Veränderung der Ziffern nur gestört werde. Geld ist demnach mehr Störfaktor als Systemmerkmal (vgl. hierzu Herr 1986). Das „Abrechnungssystem“ passt zudem zu einem Bild, das Walras für die Festlegung des Gleichgewichts präsentiert: Ein Auktionator, der zwischen Unternehmern und Haushalten vermittelt, korrigiert die Preise so lange, bis die Preis-Mengen-Wünsche von Angebots- und Nachfrageseite übereinstimmen, fixiert dann mit seinem Hammer den Gleichgewichtspreis und gibt den Markt für den realen Austausch frei – die Bilder von Schumpeter und Walras passen eher zu einer autoritär-staatlichen Planwirtschaft als zu einer geldvermittelten kapitalistischen Marktwirtschaft.

10 Das liegt im wesentlichen daran, dass die sogenannte neoklassische Synthese, die Form, in der die keynesische Theorie an den Hochschulen dominant wurde, Keynes Intervention aufnahm, aber im Rahmen des neoklassischen Paradigmas integrierte, Keynes den kritischen Stachel zog. Vgl. hierzu Herr 2001.

Heiner Ganßmann (2012: 2) hat für die unübersehbare Tatsache, dass neoklassische Zugänge keine Geldtheorie im engeren Sinne vorzuweisen haben, eine zusammenfassende Erklärung: „The neoclassical mainstream has traditionally neglected interactions by focusing on the individual as a decision maker in a quasi non-social world. As money is a social fact, constituted in interaction, it is no wonder that traditional economic theory lacks an adequate concept of money.“¹¹

Es ist kein Zufall, dass just in der Phase, in der die Ökonomen sich nicht mehr um das „Wesen des Geldes“ (Schumpeter) kümmerten, sich andere wissenschaftliche Zugänge dem Thema zuwandten – Soziologie und Philosophie. Die *Staatliche Theorie des Geldes* von Georg Friedrich Knapp erschien 1905 und wurde auf Anregung von John M. Keynes 1924 ins Englische übersetzt.¹² Geld sei, so Knapp, was der Staat als Geld akzeptiert. Folglich gilt das als Geld, was der Staat als Steuern akzeptiert. Geld als staatliche Setzung war eine Provokation – für die Neoklassik wie für diejenigen, die bei Marx gelesen hatten, dass Geld keine gesellschaftliche Übereinkunft ist oder aus Staatseinmischung resultiere (etwa MEW 23: 106; MEW 13: 95). Den Gegenpol zu Knapp in der Staat-Markt-Dichotomie stellt Friedrich A. von Hayek dar, da er die Position vertrat, dass selbst das Geld dem Markt zu überlassen sei. Dem zweistufigen Bankensystem aus Zentralbank und System von Geschäftsbanken sei es nicht möglich, den Geldwert zu stabilisieren: „Die Geschichte staatlichen Umgangs mit Geld ist ... eine Geschichte von unablässigem Lug und Trug. In dieser Hinsicht haben sich Regierungen als weit unmoralischer erwiesen, als es je eine privatrechtliche Körperschaft hätte sein können, die im Wettbewerb mit anderen eigene Arten von Geld auf den Markt bringt.“ (Hayek 1988: 112) Hayek (1977) will deshalb die Geldversorgung marktförmig organisieren. Konkurrierende „Währungsanbieter“, etwa Banken, sollen um die Gunst der Marktteilnehmer werben. Das beste und kreditwürdigste Geld setzt sich durch.¹³

1.4 Kritik der Neoklassik – mit und ohne Geld

Eine radikal-immanente Kritik der Neoklassik lieferte der Neoricardianer Piero Sraffa (1898-1983) (vgl. Büttner 2011; Schabacker 1994). Zentrale Aussagen der Neoklassik haben nur in einer Ein-Gut-Ökonomie Gültigkeit, d.h. wenn unterstellt wird, dass die ganze Wirtschaft nur eine homogene Ware produziert, die als

11 Hierzu auch Backhaus 1986.

12 Georg Simmel, dessen *Philosophie des Geldes* 1900 erschien, verklart den Wert als „Urphänomen“, über das man so wenig aussagen könne, wie über das „Sein“ (Simmel 1900: 27).

13 Kein Wunder, dass etwa das Digitalgeld Bitcoin auch einen guten Ruf bei marktradikalen Anhängern der sog. Free-Banking-Bewegung haben. Vgl. Beat Weber in diesem Heft.

Produktions- und Konsummittel dient (prominentes Beispiel in der VWL-Literatur: Weizen) – eine geradezu absurde Vorstellung. Geht man hingegen davon aus, dass auf dem Markt zwei oder mehr unterschiedliche Güter vorzufinden sind, verlieren wichtige neoklassische Aussagen ihre Gültigkeit. Besonders relevant wird diese Leerstelle in der unterstellten Kausalbeziehung zwischen Wahl der Produktionstechnik und (Einkommens-)Verteilung, denn die Neoklassik kann in einer Mehr-Güter-Ökonomie auf Grundlage ihrer eigenen Prämissen nicht zeigen, dass höhere Löhne durch arbeitssparende Technik kompensiert werden *müssen*. Büttner (2011: 366) konstatiert als Ergebnis der „immanenten Kritik“: „Mit der neoklassischen Wirtschaftslehre ist nichts anderes gescheitert als der Versuch, die ‘unsichtbare Hand’ des freien Marktes als effizient und wohlfahrt-sökonomisch gerecht darzustellen.“

Die immanente Kritik Sraffas führt ihn dazu, dass seine *Kritik der ökonomischen Theorie*, so der Untertitel seines Buchs von 1960, ohne Geld auskommen muss. Er argumentiert auf dem Feld der Neoklassik, mit deren Prämissen und führt nichts ihr Äußerliches ein, etwa Geld. Deshalb muss er auf „physische Arbeitsmengen“ zurückgreifen und davon ausgehen, dass eine Standardware *numéraire* ist. Ähnlich wie bei Ricardos Konzeption gibt es demnach keinen systematischen Zusammenhang zwischen Waren produzierender Arbeit und Geld. Sraffa bleibt somit eine Begründung schuldig, warum es Geld geben muss, obwohl seine Theorie auf eine Theorie der Geldwirtschaft verweist, denn er zeigt, „dass man einen Wertbegriff haben muss, bevor man Mengen untersucht“ (Schabacker 1994: 164). Während also für die Neoklassik Geld nicht wesentlich ist, um wirtschaftliche Prozesse zu begreifen, argumentiert Sraffa mit physischen Arbeitsmengen, die Marx gerade hinter sich lassen wollte.

Ein Freund und Cambridge-Kollege von Sraffa kritisierte ebenso die neoklassische Orthodoxie, näherte sich jedoch von einer anderen Seite, der monetären: John M. Keynes. Die keynessche Theorie markiert einen Bruch mit einer der wesentlichen Prämissen der Klassik wie der Neoklassik: „Die Einteilung der Wirtschaftslehre in die Theorie des Werts und der Verteilung einerseits und die Theorie des Geldes andererseits ist eine falsche Einteilung.“ (1936: 245) Keynes strebte eine „monetäre Theorie der Produktion“ an (vgl. Keynes 1933). Hintergrund war die Weltwirtschaftskrise von 1929. Die Produktionskapazitäten waren nicht ausgelastet und trotzdem herrschte hohe Arbeitslosigkeit. Eine für Keynes irrationale Tatsache, die sich in sinkenden Preisen ausdrückte (Deflation), die ökonomische Orthodoxie jedoch weiterhin in ihren Analysen die Knappheit ins Zentrum rückte und dementsprechende Ratschläge erteilten.¹⁴ Vor diesem

¹⁴ Vor dem Hintergrund seiner Kritik wird auch plausibel, warum Knapp für Keynes so wichtig war. Keynes bekämpft leidenschaftlich die Vorstellung, dass Geld goldgedeckt sein

Hintergrund drängte sich für Keynes die Fragestellung auf, was die Menge der Beschäftigung bestimmt (Keynes 1936: 77). Hierfür spielt das Geld eine zentrale Rolle, weil es auf dem Arbeitsmarkt nicht, wie die Neoklassik unterstellt, um den Reallohn geht, sondern um den Geldlohn. Die Lohnabhängigen bekommen das Geld von den Unternehmen, diese wiederum erhalten das Geld als Kredit auf dem Kapitalmarkt. Es herrscht somit eine Hierarchie der Märkte. Dem Geld- und Kapitalmarkt kommt demnach gegenüber anderen Märkten eine dominierende Rolle zu. Die Kosten für Kredite (Zins) und die zu erwartenden Renditen auf investiertes Kapital bestimmen das Volumen, das auf dem Kapitalmarkt für Investitionen mobilisiert wird. Diese Investitionen bestimmen schließlich den Umfang der für die Produktion mobilisierten Produktionsmittel und Arbeitskräfte. Damit steht bei Keynes nicht der Preismechanismus der einzelnen Märkte, sondern die Disposition über Geld am Kapitalmarkt im Vordergrund. Hier kommt der Zins ins Spiel, der nach Keynes Kritik an der (Neo-)Klassik nicht einfach ein Gleichgewicht zwischen Sparen und Investieren herstellt. Der Zins ist vielmehr ein Ausdruck für den Umstand, dass im Kapitalismus wirtschaftliche Entscheidungen immer unter Bedingungen von Unsicherheit getroffen werden müssen. Geld ist demnach keine einfache Recheneinheit, ist weder Produktion noch dem Tausch äußerlich, sondern: „Die kennzeichnenden Eigenschaften des Geldes liegen vor allem darin, dass es eine scharfsinnige Einrichtung ist, um die Gegenwart mit der Zukunft zu verbinden“. (Ebd.: 248) Gegen die unklare Zukunft sichern sich die Wirtschaftsakteure mit Geld ab. Sowohl das Kapital als auch Privathaushalte können dem Wirtschaftskreislauf Geld vorenthalten. Zins ist somit derjenige Preis, der den Verzicht auf unmittelbare Liquidität prämiert. Ist Geld jedoch kein neutraler Schleier, sondern verknüpft Gegenwart und Zukunft, dann, so Keynes, hebt der Zins zugleich die Trennung zwischen realer und monetärer Sphäre auf (ebd.: 247).

Keynes blieb – neben Marx – einer der wenigen Ökonomen, die dem Geld für kapitalistisches Wirtschaften eine konstitutive Bedeutung zusprachen. Dennoch stellte sich Keynes nicht die Frage nach einem immanenten Zusammenhang von Wert und Geld, also die Frage, die Marx' Forschungsprogramm ausmacht.¹⁵ Wird einfach konstatiert, dass Geld konstitutiv ist, Kapitalismus wesentlich Geldwirt-

müsse (Keynes 1936: 197; 1930: 531ff.). Für ihn ist die „Goldbremse“ eine wirtschaftspolitisch unnötige Restriktion des Geldangebots, das zu Krisen und wirtschaftlicher Depression führen kann.

15 Wobei das Forschungsprogramm zugleich davon ausgeht, dass die Untersuchung von intentionalen Handlungen durch die Analyse von gesellschaftlichen Formbestimmungen, unter denen diese Handlungen erfolgen, fundiert werden müssen. Das führt mitunter dazu, dass Marx die Geldform (als einer spezifischen Wertform im ersten Kapitel im *Kapital*) und Geld unterscheidet (zweites Kapitel im *Kapital*).

schaft ist, wird die notwendige Vermittlung durch Geld nur behauptet. Keynes „allgemeine Theorie“ beginnt somit da, wo Marx' mit seiner Analyse im dritten Band de facto endet – beim Gesamtprozess. Zwischen den Zeilen antwortet Keynes eher im Sinne Schumpeters: Geld ist, was Geld macht. Damit bleibt aber auch der gesellschaftliche Inhalt seiner Aussage unbestimmt, dass das Geld die Gegenwart und die Zukunft verknüpft. Keynes bleibt, wie andere Theorien, den fetischisierten Formen verhaftet (vgl. Stützle 2009).

2. Geldtheoretische Problemfelder

Die unterschiedlichen Konzeptionen von Geld bringen es mit sich, dass Inflation, Geldentwertung, unterschiedlich erklärt wird. Auch bleibt nicht selten ungeklärt, was Geld von Kredit unterscheidet.

2.1 Geldmenge und Inflation

Da in der Neoklassik das Geld auf eine Mittlerrolle reduziert wird, als Zirkulationsmittel, determiniert die Menge des umlaufenden Geldes das Preisniveau.¹⁶ Verändert sich die Geldmenge, verändern sich die Preise. Während die Neoklassik davon ausgeht, dass die Zentralbank die Geldmenge exogen setzt, gehen die keynessche Theorie und Marx davon aus, dass sich die Geldmenge der Akkumulationsdynamik endogen anpasst, d.h. der Nachfrage nach Kredit (Heine/Herr 2004: 101, 123ff.; Milios 2004). Das hat auch Konsequenzen für die Erklärung von Inflation. Das lässt sich anhand der sogenannten fisherschen Verkehrsgleichung zeigen, die Sozialprodukt und das Preisniveau auf der einen und die nominale Geldmenge sowie die Umlaufgeschwindigkeit auf der anderen Seite zueinander ins Verhältnis setzt – und ex post immer stimmt: „Bei gegebenem Geldmenge und gegebenem nominalen Sozialprodukt ergibt sich statistisch immer eine Umlaufgeschwindigkeit, welche die Quantitätsgleichung erfüllt.“ (Heine/Herr 2004: 85) Während die Neoklassik die Geldmenge als Ursache für ein verändertes Preisniveau erklärt, existiert für Keynes *die* Inflation gar nicht, sondern er spricht etwa von Einkommens- oder Gewinninflation, die jeweils unterschiedliche Ursachen haben. Bei ersterer steigen die Löhne schneller als die Produktivität; bei letzterer geht Keynes davon aus, dass ein Ungleichgewicht auf dem Gütermarkt dann entsteht, wenn die Investitionen nicht den Ersparnissen

16 Eine Vorstellung, die sich in den unterschiedlichsten Schattierungen seit Hume (1752) durchhält.

der Haushalte entsprechen, was, so Keynes, ex post durch ein verändertes Preisniveau bereinigt werde.¹⁷

2.2 Geld: Kredit und Schuld?

Keynes vertrat eine Linie, die Geld als Ausdruck oder Ergebnis eines Schuldverhältnisses konzipiert, die angesichts der Finanz- und Schuldenkrise ab 2008 wieder verstärkt rezipiert wurde und mitunter einigen Staub aufwirbelte – etwa mit David Graeber (2011). Im Austausch, so exemplarisch Keynes, entstünden Zahlungsversprechen, mit einem Schuldner auf der einen und einem Gläubiger auf der anderen Seite. Dieses Verhältnis kann verbrieft werden (Schuldschein) oder dank Banken über Konten fixiert und aufgelöst werden. Heben sich die gegenseitigen Zahlungsversprechen auf, fand Warenaustausch statt, ohne dass Geld nötig war. Keynes: „Eine Rechnungseinheit [money of account] tritt in die Erscheinung bei Schulden, also bei Verträgen über die Hinausschiebung von Zahlung, und bei Preislisten, also bei Offerten zum Abschluss von Verkäufen oder Käufen. [...] Der Charakter des Geldes, jenes Gegenstandes, durch dessen Übergabe Schuldverträge und Preisverträge erfüllt werden ... leitet sich her aus seiner Beziehung zur Rechnungseinheit, da die Schulden und Preise vorher in der letzteren ausgedrückt worden sein müssen.“ (Keynes 1931: 3) Der Geldstandard entsteht zusammen mit dem Schuldkontrakt („fiduziäres Geld“, Schumpeter 1954: 1319).¹⁸

Während Keynes und andere eher *systematisch* argumentieren, geht der Anthropologe David Graeber in seinem Bestseller *Schulden* geschichtlich vor. Schulden gehen dem Geld historisch voraus.¹⁹ Graeber (2011) kritisiert, dass wirtschaftswissenschaftliche Lehrbücher immer mit dem Barter beginnen, dem einfachen Produktentausch ohne Geld, obwohl es diesen historisch nie gegeben habe. Das Gläubiger-Schuldner-Verhältnis gehe dem Geld historisch voraus. Die „gängige Darstellung“ erzähle „die Geschichte des Geldes genau verkehrt herum“, nämlich vom Tauschhandel über die Entdeckung des Geldes zum entwickelten Kreditsystem. (Ebd.: 47) Graebers These von der historischen Vorgängigkeit des Kreditverhältnisses vor dem Geld widerspricht der von ihm selbst positiv rezipier-

17 Zu weiteren Erklärungen von Inflation im Rahmen der keynesianischen Interpretation der Quantitätsgleichung vgl. Heine/Herr 2004: 94ff.

18 Heinsohn/Steiger argumentieren, dass dem Kreditverhältnis Eigentum vorausgesetzt sein muss, das belastet und gegeben falls gepfändet werden kann. Kritisch hierzu Heine/Herr 1999: 376f.

19 Ähnlich argumentieren Martin 2013, Türcke 2015 und Herrmann 2013. Letztere schreibt vor dem Hintergrund der Geschichte der Bank von England: „Jeder Geldschein verkörpert ein Zahlungsversprechen, das niemals eingelöst wird.“ (Herrmann 2013: 114)

te Wirtschaftshistoriker Karl Polanyi (1979). Geld könne erst Zahlungsmittel werden, d.h. Zahlungsverprechen (Kredit), wenn es als Tauschmittel allgemein akzeptiert ist (ebd.: 325). Geld muss ein Zahlungsverprechen *abschließen* können. Dafür bedarf es eines „statusfreien Geldes“ (ebd.: 368). Was bedeutet das? Erst wenn 'Geld' nicht der Logik und Struktur einer Gesellschaft folge, die durch persönliche Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse geprägt und dominiert sei, könne von Geld im modernen Sinne gesprochen werden, von Geld, das eine spezifische gesellschaftliche Qualität zum Ausdruck bringt (vgl. Kurz 2012: 86ff.). Polanyi trifft sich hier mit Marx. Einer Quantifizierung (durch Geld) müsse eine gemeinsame *Qualität* zugrunde liegen. Diese gemeinsame, d.h. einheitliche soziale Qualität existiert erst mit der Dominanz der kapitalistischen Produktionsweise. Erst die verallgemeinerte Warenproduktion setzt die Arbeiten gleich und erst in ihr gelten sie gesellschaftlich einander gleich – das Geld ist sachlicher Ausdruck dieser Gleichsetzung. Voraussetzung hierfür ist wiederum die doppelt freie Arbeit in Form von Lohnarbeit, die dem Kommando des Kapitals subsumiert ist.

Deshalb ist Kredit in vorkapitalistischen Gesellschaften auch nicht mit dem kapitalistischen Kredit gleichzusetzen. In vorkapitalistischen Gesellschaften seien „Verpflichtungen“, so Polanyi (1979: 323), „in der Regel *spezifischer* Art, und ihre Erfüllung ist eine *qualitative* Angelegenheit, wodurch ihnen ein Wesensmerkmal der Bezahlung fehlt – ihr quantitativer Charakter.“ Polanyi weiter: „Eine Verletzung sakraler und gesellschaftlicher Verpflichtungen, sei es gegenüber Gott, Stamm, Sippe, Totem, Dorf, Altersgruppe, Kaste oder Zunft, wird nicht durch Bezahlung ausgeglichen, sondern durch eine qualitative Tat. Die Erfüllung einer Verpflichtung kann Brautwerbung, Eheschließung, Ausschließung, Tanz, Gesang, Verkleidung, Fasten, Wehklagen, Zerfleischung, ja sogar den Selbstmord umfassen, doch stellen sie deshalb noch keine Form der Bezahlung dar.“ (Ebd.: 323) Eine gesellschaftliche Verpflichtung ist also nicht gleich Kredit. So ist auch Geld nicht in allen Gesellschaften gleich Geld und nimmt auch nicht im selben Maße eine konstitutive Rolle für die Gesellschaft bzw. die gesellschaftliche Arbeitsteilung ein. Das macht der Historiker Jacques Le Goff (2010) beispielhaft deutlich: Bis ins sogenannte Mittelalter habe es „keine einheitliche Bezeichnung“ für Geld gegeben. (Ebd.: 9f.). Das zeigt auch: Obwohl gerne behauptet wird, dass ein historischer Zugang zeigen könne, dass es bereits etwas vor dem Kapitalismus gab, man „aus der Geschichte lernen“ könne, verwischen sich schnell die Unterschiede zwischen kapitalistischen und vorkapitalistischen Gesellschaften, wenn man nicht zunächst klärt, was das Spezifische am Kapitalismus ist, und von dort die „Reise in die Geschichte“ antritt – und eben nicht umgekehrt (vgl. Renger 2011; Aydinon 2011).

2.3 Das Kredit- und das gegenwärtige Geldsystem

Wie aber das Geld historisch nicht aus dem Kredit hervorging, so ist das heutige Zentralbankgeld kein Kredit, kein Zahlungsversprechen. Geld ist das, was das Versprechen einlöst. Auch moderne Geldtheorien knüpfen an eine Verwechslungsposse an, die sich seit hundert Jahren nicht auflösen scheint (vgl. Ganßmann 2011).²⁰ Die Verwirrung setzt sich fort, wenn Formen des fiktiven Kapitals (etwa Derivate) als Geld bezeichnet werden, wie etwa Dick Bryan und Michael Rafferty (2006) argumentieren.²¹ Diese Formen des fiktiven Kapitals sind ebenso wenig Geld, wie das moderne Zentralbankgeld Kredit und zirkulierende Staatsschuld ist.

Die historisch verwickelte, disparate und sehr unterschiedliche Entstehung des modernen Zentralbankgeldes gibt jedoch einen Hinweis auf einen systematischen Zusammenhang, der als solcher rekonstruiert werden müsste, einen Zusammenhang, der im Rahmen der marxischen Kritik der politischen Ökonomie nicht Gegenstand ist. Zwar ist der Staat im *Kapital* präsent (Münzung, Geld mit Zwangskurs, Privatrecht, Fabrikgesetzgebung etc.), aber nicht systematisch entwickelt oder eingeführt. Geld schließt jedoch immer auch politische Verhältnisse ein und die politische „Form Staat“ (Agnoli) schließt Geld ein: Der Staat als ideeller Gesamtkapitalist braucht Geld, er kauft Dienste und Waren, ohne selbst etwas zu verkaufen – er ist wesentlich Steuerstaat. Warum aber nimmt das „ökonomische Dasein“ (Marx) des Staates die Form des Steuerstaates an? Als Steuerstaat ist er ein „Wirtschaftssubjekt sui generis“ (Sultan 1932: 75). Denn der Staat ist an der Wertschöpfung nicht unmittelbar beteiligt, partizipiert aber am Geschäftsgang der Privaten – in Form eines Herrschaftsaktes, den Steuern. Als Steuerstaat ist der Staat kreditwürdiger Schuldner, öffentliche Anleihen werden neben den Steuern zu einer normalen Finanzierungsquelle (wie mit der Herrschaft der kapitalistischen Produktionsweise Kredit nicht mehr Mittel der Verarmung, sondern Mittel der Bereicherung wird).²² Als Steuerstaat verleiht der Staat dem Geld in Form der Zwangsabgabe eine besondere gesellschaftliche Geltung, weil er es als Steuerabgabe akzeptiert. Hier macht Knapp einen richtigen Punkt, ohne genau zu wissen warum. Geld ist nämlich nicht allein das, was von den „Warenbesitzern“ zu Geld gemacht wird (siehe zweites Kapitel im ersten

20 Bereits Marx kämpfte in den Londoner Heften mit den Geld- und Kredittheorien. Vgl. allgemeiner Wagner 1927 und Rist 1938.

21 Kritisch Sotiropoulos/Lapatsioras 2014.

22 Steuern wie Staatsverschuldung sind immer auch ein Instrument der Politik, da Geld neben dem Recht die adäquate Form ist, in der Staat tätig wird: Die „außerökonomische Gewalt reguliert“ so äußerlich, über die Durchsetzung normadäquaten Verhaltens, die sachlichen Beziehungen der Reproduktion.“ (Blanke et al. 1975: 430)

Band des marxschen *Kapital*), sondern zudem das, was sie einnehmen müssen, um ihre Steuern zu bezahlen.

Auch die Staatsschulden sind in besonderer Weise mit dem Geld- und Kreditssystem verwoben. Staatsschulden bieten in Form von Wertpapieren eine sichere Geldanlage für das Finanzkapital – sind also eine Finanzierungsalternative zur Steuerausbeutung, die den Privaten und der Privatwirtschaft liquide Mittel entzieht. Als „sicherer Hafen“ sind Staatsanleihen jedoch eine tragende Säule der Weltfinanzmärkte. Oder wie das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung zusammenfasst: „Moderne Finanzsysteme sind auf Staatsanleihen angewiesen.“ (DIW-Wochenbericht 44/2011)

Als Wertpapier sind Staatsanleihen zugleich elementares Moment des modernen Geldsystems. Staatsanleihen sind die Sicherheiten, mit denen Geschäftsbanken bei den Zentralbanken frisches Geld bekommen. Die Zentralbank gibt hierfür Reserven/Zentralbankgeld gegen Zins (Leitzins). Dem ökonomischen Inhalt nach betrachtet, wird aus einem (verbrieften) Zahlungsversprechen temporär wirkliches Geld. Diese Kreditbeziehung ist aber formal wie inhaltlich von einem normalen Gläubiger-Schuldner-Verhältnis zu unterscheiden. Die Zentralbank kann dieses Geld einfach „drucken“, sie ist auf keine Einlagen von Privatkunden angewiesen. Die Zentralbank fungiert als „Lender of last resort“. Mit der Zentralbank sind die Geschäftsbanken auch nicht mehr von den Einlagen ihrer Kunden (Depositen) oder dem Geld- bzw. Kapitalmarkt abhängig, also von anderen Banken, sondern können sich bei der Zentralbank mit Liquidität versorgen (vgl. Dell'Aquila 2014 et al.; Heine/Herr 2004). Deshalb ist im *Quarterly Bulletin* (1/2014) der Bank of London zu lesen: „Money creation in practice differs from some popular misconceptions – banks do not act simply as intermediaries, lending out deposits that savers place with them, and nor do they ‘multiply up’ central bank money to create new loans and deposits.“ Das bedeutet: Das Zentralbankgeld kommt zwar im Rahmen eines zweistufigen Bankensystems in die Zirkulation, ist aber kein Kredit.²³

Auch die Regulierung der geldpolitischen Operationen folgt nicht der Logik eines individuellen Einzelkapitals (Orientierung auf Profit). Die Zentralbank hat die monetären Bedingungen für eine gelingende Akkumulation als Ganzes im Blick, womit noch nicht gesagt ist, mit welchen geldtheoretischen Prämissen (etwa die des Monetarismus) die „wirtschaftliche Lage“ interpretiert wird und welche Geldversorgung tatsächlich der gesamten Wirtschaft zugutekommt. Die Zentralbank steht damit nicht außerhalb des Marktgeschehens (und geldtheoretischer Debatten). Auch die Politik der Zentralbank ist nicht unabhängig von

23 Obwohl die ausgegebenen Zentralbanknoten (Geldmenge) in der Zentralbankbilanz auf der Passivseite stehen.

den „Preisbewegungen“.²⁴ Die Zentralbank muss für die Geltung des Geldes nach innen (Inflation) und nach außen (gegenüber anderen Währungen) sorgen (vgl. Brunhoff 1976: 43ff.; Heine/Herr 2004: 25ff.; Itoh/Lapavistas 1999: 142ff.). Geld ist schließlich nicht einfach Geld, sondern immer eine bestimmte Währung, wird damit selbst zur Ware und bekommt einen Platz in einer Währungshierarchie, an dessen Spitze das Weltgeld steht.²⁵

3. Fazit

Der Überblick zeigte, dass in der Mainstream-Ökonomietheorie, der Neoklassik (und der Klassik), kein Platz für Geld ist. Ihr Theoriegebäude ist von den grundlegenden Prämissen her auf Sand gebaut, da diese kein angemessenes Verständnis der Geldwirtschaft Kapitalismus ermöglichen. Das zeigt die Kritik von Marx, Keynes und Sraffa. Aber zwischen diesen drei Ansätzen gibt es wesentliche Unterschiede: Marx hat maßgeblich zur Lösung des Geldrätsels beigetragen, während Keynes die Geldform einfach als gegeben annimmt und Sraffa nicht nach ihr fragt.

Für Keynes hätte Marx wahrscheinlich trotzdem einiges Lob übrig gehabt. Aber gerade diejenigen, die Marx lobte, kritisierte er scharf und ernsthaft. Eine umfassende und fundamentale marxische Kritik an Keynes steht jedoch bisher noch aus (vgl. Stützle 2009). Keynes ist blind für die Formspezifika der kapitalistischen Produktionsweise. Diese Leerstelle zieht sich durch Keynes' gesamtes Werk. So kann Keynes nicht erklären, warum die Akteure im Kapitalismus mit Unsicherheit geplagt sein *müssen*, er konstatiert diese einfach nur. Keynes bleiben die Gründe verborgen, dass die kapitalistische Produktionsweise vor dem Hintergrund des Zwangs zu ständiger Produktivkraftsteigerungen nicht nur die Arbeits- und Produktionsverhältnisse, sondern auch die Wertverhältnisse ständig revolutioniert (u.a. MEW 25: 257ff.). Die Unsicherheit bei Investitionsentscheidungen und Verkauf von Waren ist also kein natürlicher Umstand, mit dem man sich eben arrangieren muss – deshalb auch die „scharfsinnige Einrichtung“ Geld (Keynes 1936: 248) –, sie ist vielmehr in den spezifisch kapitalistischen Verhältnissen begründet. Keynes reproduziert somit in seinen theoretischen Ausführungen das, was Marx als Naturalisierung sozialer Verhältnisse kritisiert. Keynes greift nicht nur die Kategorie Geld äußerlich auf, sondern kann auch nicht erklären,

24 Das zeigt nicht nur die unwirksame Senkung des Leitzinses in der Eurokrise, sondern etwa auch die Tatsache, dass die gezielte Geldmengenpolitik, die die Bundesbank weltweit erstmals 1973 einführte, bald wieder aufgegeben werden musste.

25 Vgl. Hansjörg Herr in diesem Heft.

wie es überhaupt möglich ist, dass einer bestimmten Summe Geld die Eigenschaft zukommt, einen Zins abzuwerfen. Eine Aufgabe, die sich Marx im dritten Band des *Kapital* stellt (MEW 25: 350ff.). Da Keynes ohne Selbstverständigung über die Voraussetzungen mit dem Gesamtprozess der kapitalistischen Produktion beginnt, da wo Marx eigentlich aufhört, an der „Oberfläche der Gesellschaft“ (MEW 25: 33), bleibt dies nicht ohne Auswirkungen auf die theoretische Erfassung des Zusammenhangs der Kategorien. Deshalb ist marxsche Theorie so wichtig.

Dennoch ist auch Marx' Geldanalyse und -kritik eine offene Baustelle. Das gilt auch dann, wenn für die Bestimmung des Geldes die Erkenntnisse des zweiten und dritten Bandes des *Kapital* berücksichtigt werden, was in der marxistischen Tradition eher selten passierte. Das marxsche Projekt einer Kritik der politischen Ökonomie müsste zudem nicht nur unter Berücksichtigung der Ergebnisse von Sraffa, Keynes oder Ansätzen des Postkeynesianismus fortgesetzt werden, um ein adäquateres Verständnis von Geld und Kredit auf der Ebene des Gesamtprozesses zu entwickeln. Auch finanzsoziologische Arbeiten müssten berücksichtigt werden, um die politische Dimension der Geldverhältnisse adäquat zu begreifen. Aber auch hier können an Marx orientierte Analysen einiges zurechtrücken, da etwa dem Staat (in der Finanzsoziologie oder den chartalistischen Ansätzen im Anschluss an Knapp²⁶) ein ähnliches Schicksal ereilt, wie dem Geld: Der Staat wird als neutrales Instrument und natürliche Einrichtung verstanden, dem nichts spezifisch kapitalistisches zukommt. Auch wenn in staatstheoretischen Auseinandersetzungen viel Erhellendes über die „Form Staat“ (Agnoli) herausgearbeitet wurde, so ist dem Staat bei der Analyse der Geldverhältnisse bisher zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet worden. Auch wenn etwa für die Regulationsschule Geld und Kredit eine der zentralen Verhältnisse sind, deren Regulation im Rahmen institutioneller Formen garantiert wird (vgl. Becker 2002: 122ff.; Guttman 2002).²⁷

Es ist Ganßmann (2012: 8) zuzustimmen, dass die Debatte über Geld und Geldtheorie immer auch das Verständnis von Kapitalismus verhandelt und verbessert. Ein Verständnis, an dem noch gearbeitet werden muss – und zu dem Marx am meisten beizutragen hat. Denn auch umgekehrt gilt: Geld ist vor allem im Rahmen einer Kapitalismustheorie und -kritik beizukommen.

26 Knapps Thesen und die des sogenannten Chartalismus werden im Rahmen der sogenannten Modern Monetary Theory weiterdiskutiert. Siehe die Beiträge von Beat Weber und Heiner Ganßmann in diesem Heft.

27 Eine der wenigen, die auf Grundlage marxschen Theorie den Staat auch in Bezug auf seine Rolle als „Manager des Geldes“ thematisiert hat, ist Brunhoff (1978: 37ff.). Sie schließt hier an ihrer Arbeit zu Marx an (Brunhoff 1973).

Literatur

- Aydinonat, N. Emrah (2011): Explaining the origin of money. In: Ganßmann, Heiner (Hg.): *New Approaches to Monetary Theory. Interdisciplinary perspectives*, London: 46-66.
- Backhaus, Hans-Georg (1986): Zum Problem des Geldes als Konstituens oder Apriori der ökonomischen Gegenständlichkeit. In: *Dialektik der Wertform*, Freiburg/Br 1997: 335-398.
- Becker, Joachim (2002): *Akkumulation, Regulation, Territorium. Zur kritischen Rekonstruktion der französischen Regulationstheorie*, Marburg 2007.
- Blanke, Bernhard et al. (1975): Das Verhältnis von Politik und Ökonomie als Ansatzpunkt einer materialistischen Analyse des bürgerlichen Staates. In: *Kritik der Politischen Wissenschaft*, Frankfurt/M-New York: 414-444.
- Brentel, Helmut (1989): *Soziale Form und ökonomisches Objekt*, Opladen.
- Brunhoff, Suzanne de (1973): *Marx on Money*, New York 1976.
- (1976): *The State, Capital and Economic Policy*, London 1978.
- Bryan, Dick/Rafferty, Michael (2006): *Capitalism with Derivates. A Political Economy of Financial Derivates, Capital and Class*, Basingstoke.
- Büttner, Hans-Peter (2011): Kritik der herrschenden ökonomischen Lehre. In: *PROKLA* 41(3): 347-368.
- Dell'Aquila, Dario Stefano et al. (2014): Blackbox EZB. Macht und Ohnmacht der Europäischen Zentralbank, Reihe «Materialien» der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin.
- Dobb, Maurice (1973): *Wert- und Verteilungstheorien seit Adam Smith. Eine nationalökonomische Dogmengeschichte*, Frankfurt/M 1977.
- Galiani, Ferdinando (1751): *Über das Geld*, Düsseldorf 1999.
- Fine, Ben/Milonakis, Dimitris (2008): *From Political Economy to Economics. Method, the Social and the Historical in the Evolution of Economic Theory*, London.
- Foucault, Michel (1966): *Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaft*, Frankfurt/M 1974.
- Friedman, Milton (1962): *Kapitalismus und Freiheit*, München 1976.
- Galiani, Ferdinando (1751): *Über das Geld*, Düsseldorf 1999.
- Ganßmann, Heiner (2012): Doing Money. Elementary monetary theory from a sociological standpoint, London-New York.
- (2011): Money, credit and the structures of social action. In: Ganßmann, Heiner (Hg.): *New Approaches to Monetary Theory. Interdisciplinary perspectives*, London-New York: 124-143.
- Graeber, David (2011): *Schulden. Die ersten 5000 Jahre*, Stuttgart 2012.
- Guttman, Robert (2002): Money and Credit in Régulation Theory. In: Boyer, Robert/Saillard, Yves (Hg.): *Régulation Theory. The State of the Art*, London-New York: 57-63.
- Hahn, Frank (1984): Die allgemeine Gleichgewichtstheorie. In: Bell, Daniel/Kristol, Irving (Hg.): *Die Krise der Wirtschaftstheorie*, Berlin: 154-174.
- (1987): Foundations of monetary theory. In: deCecco, Marcello/Fitoussi, Jean-Paul (Hg.): *Monetary Theory and Institutions*, London: 21-43.
- Hayek, Friedrich August von (1977): *Entnationalisierung des Geldes*, Tübingen.
- (1988): *Die verhängnisvolle Anmaßung. Die Irrtümer des Sozialismus*, Tübingen 1996.
- Heine, Michael/ Herr, Hansjörg (2004): *Die Europäische Zentralbank. Eine kritische Einführung in die Strategie und Politik der EZB*, Marburg.
- Heinrich, Michael (1999): *Die Wissenschaft vom Wert*, Münster.
- (2013): *Wie das Marx'sche >Kapital< lesen?*, Teil 2, Stuttgart.
- Herr, Hansjörg (2001): Keynes und seine Interpreten. In: *PROKLA* 31(2): 203-225.
- Herrmann, Ulrike (2013): *Der Sieg des Kapitals*, Frankfurt/M.

- Hong, Hoon (2000): Marx and Menger on value: as many similarities as differences. In: *Cambridge Journal of Economics* 24(1): 87-105.
- Hume, David (1752): Vom Gelde. In: Diehl, Karl/ Mombert, Paul (Hg.): *Vom Gelde*, Frankfurt/M 1979: 48-61.
- Itoh, Makoto/ Lapavistas, Costas (1999): *Political Economy of Money and Finance*, Basingstoke.
- Keynes, John M. (1931): *Vom Gelde*, Berlin 1983.
- (1933): A Monetary Theory of Production. In: *Collected Writings*, Bd. 12, London 1971: 408-411.
- (1936): *Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes*, Berlin 2002.
- Knapp, Georg Friedrich (1905): *Staatliche Theorie des Geldes*, München-Leipzig 1918.
- Kurz, Robert (2012): *Geld ohne Wert. Grundrisse zu einer Transformation der Kritik der politischen Ökonomie*, Berlin.
- Lapavistas, Costas (2003): *Social Foundations of Markets, Money and Credit*, London-New York.
- Le Goff, Jacques (2010): *Geld im Mittelalter*, Stuttgart 2011.
- Marshall, Alfred (1890): *Principles of Economics*, London 1956
- Martin, Felix (2013): *Geld, die wahre Geschichte*, München 2014.
- Marx, Karl/ Engels, Friedrich: Werke, MEW. Berlin 1956ff.
- Marx-Engels-Gesamtausgabe, MEGA². Berlin 1975ff.
- Menger, Carl (1871): *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre*, Wien 1923.
- (1909): Geld, in: *Gesammelte Werke*, Bd. IV, Tübingen, 1970: 1-116.
- Milios, Jannis (2004): Die Marxsche Werttheorie und Geld. Zur Verteidigung der These über den endogenen Charakter des Geldes. In: *Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge* 2004, Hamburg: 95-114.
- Mill, John Stuart (1848): Grundsätze der politischen Oekonomie, Bd. 2. In: *Gesammelte Werke*, Bd. 6. Leipzig 1869.
- Polanyi, Karl (1979): *Ökonomie und Gesellschaft*, Frankfurt/M.
- Renger, Johannes (2011): The role and the place of money and credit in the economy of Ancient Mesopotamia. In: Ganßmann, Heiner (Hg.): *New Approaches to Monetary Theory. Interdisciplinary perspectives*, London-New York: 15-36.
- Ricardo, David (1817): *Über die Grundsätze der Politischen Ökonomie und der Besteuerung*, Marburg 2006.
- Rist, Charles (1938): *Geschichte der Geld- und Kredittheorien von John Law bis heute*, Bern, 1947.
- Robinson, Joan (1938): The Economics of Inflation. Besprechung des gleichnamigen Buches von Costantino Bresciani Turrone. In: *The Economic Journal* 48(191): 507-513.
- Samuelson, Paul (1948): *Economics*. New York 1980
- Schabacker, Klaus (1994): Zur Aktualität Sraffas. Grundlagenkritik der neoklassischen Orthodoxie und die Perspektiven einer monetären Produktionstheorie. In: *PROKLA* 24(1): 143-165.
- Schlaudt, Oliver (2011): Marx als Messtheoretiker. In: Bonefeld, Werner/Heinrich, Michael (Hg.): *Kapital & Kritik. Nach der >neuen< Marx-Lektüre*, Hamburg: 258-280.
- Schumpeter, Joseph Alois (1908): *Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie*, Tübingen 1998.
- (1954): *Geschichte der ökonomischen Analyse*, Göttingen 2009.
- (1970): *Das Wesen des Geldes*, Göttingen 2007.
- Simmel, Georg (1900): *Philosophie des Geldes*, Frankfurt/M 1989.
- Smith, Adam (1776): *Der Wohlstand der Nationen*, München 1978.
- Sotiropoulos, Dimitris P./Lapavistas, Spyros (2014): Financialization and Marx: Some Reflections on Bryan's, Martin's and Rafferty's Argumentation. In: *Review of Radical Political Economics* 46(1): 87-101.

Sraffa, Piero (1960): *Warenproduktion mittels Waren. Einleitung zu einer Kritik der ökonomischen Theorie*, Frankfurt/M 1976.

Stützle, Ingo (2009): To be or not to be a Keynesian – ist das die Frage? In: *PROKLA* 39(4): 607-623.

Sultan, Herbert (1932): *Die Staatseinnahmen. Versuch einer soziologischen Finanztheorie als Teil eine Theorie der politischen Ökonomie*, Tübingen.

Tobin, James (1992): Money. In: *The New Palgrave Dictionary of Finance and Money*, Bd. 2, Basingstoke: 770-779.

Türcke, Christoph (2015): *Mehr! Philosophie des Geldes*, München.

Wolf, Dieter (1985): *Der dialektische Widerspruch im Kapital. Ein Beitrag zur Marxschen Werttheorie*, Hamburg 2002.

VSA: Mythen & Fakten des Reichtums



BEIGEWUM/Attac/
Armutskonferenz
**Mythen des
Reichtums**
176 Seiten | € 12,80
ISBN 978-3-89965-
618-3



joachim bischoff/
bernhard müller
piketty kurz & kritisch
eine flugschrift
96 Seiten | € 9.00
ISBN 978-3-89965-
646-6



Ralf Krämer
**Kapitalismus
verstehen**
256 Seiten | € 16,80
ISBN 978-3-89965-
644-2



Athanasios
Karathanassis
**Kapitalistische
Naturverhältnisse**
240 Seiten | € 22,80
ISBN 978-3-89965-
623-7

www.vsa-verlag.de